

ETHIK DER WISSENSCHAFTEN

Arbeiten aus einer Studiengruppe der Werner Reimers Stiftung

Herausgegeben von Hans Lenk
Hansjürgen Staudinger
Elisabeth Ströker

Der Kerngruppe
gehören an: Hans Michael Baumgartner, Bonn
Werner Becker, Frankfurt/M.
Otfried Höffe, Fribourg (Schweiz)
Hans Lenk, Karlsruhe
Hermann Lübke, Zürich
Odo Marquard, Gießen
Willi Oelmüller, Bochum
Gerold Prauss, Freiburg
Hans Martin Saß, Bochum
Hansjürgen Staudinger, Freiburg
Elisabeth Ströker, Köln

Band 1: Ethik der Wissenschaften,
Philosophische Fragen
hrsg. von Elisabeth Ströker

Band 2: Entmoralisierung der Wissenschaften?
Physik und Chemie
hrsg. von Hans Michael Baumgartner und Hansjürgen Staudinger

Band 3: Humane Experimente?
Genbiologie und Psychologie
hrsg. von Hans Lenk

Band III

Humane Experimente?
Genbiologie und Psychologie

Herausgegeben von Hans Lenk

1985

Wilhelm Fink Verlag
Verlag Ferdinand Schöningh

Norbert Groeben

Reflexivität des Erkenntnis-Objekts und Moralität des Erkenntnis-Subjekts — Eine Skizze —

1. Ausgangspunkt: Das Problem der Kontrakt-Ebenen

In letzter Zeit wird versucht, die moralischen Probleme, die beim 'Experimentieren mit Menschen' auftreten, zu lösen, indem man das 'humanwissenschaftliche Experiment als sozialen Kontrakt' (Schuler 1980, 55 ff.) rekonstruiert: dabei wird durchaus akzeptiert, daß es sich beim humanwissenschaftlichen Experiment für die Versuchsperson um eine Situation handelt, "die gekennzeichnet ist durch extreme Machtdifferenz, durch Vertrauen und Identitätsaufgabe auf der einen Seite, korrespondierend durch Kontrolle und Steuerung auf der anderen" (o.c., 55), d. h. durch einen erheblichen Autonomieverzicht für die Versuchsperson (o.c., 57). Damit hängen psychische Zuständlichkeiten im konkreten Erleben zusammen, die im Sinne der Austauschtheorie (Thibaut u. Kelley 1959) als 'Kosten' für die Versuchsperson klassifiziert werden können; zugleich lassen sich aber auch potentielle Nutzenelemente für die Versuchsperson feststellen: "Befriedigung von Interesse oder Neugierde, Selbsteinsicht, wissenschaftliche Bildung, Selbstdarstellung, Anerkennung, Statusgewinn, Aktivierung, soziale Kontakte, Studienvorteile, materielle Belohnung, eventuell auch die Befriedigung, einen Beitrag zum wissenschaftlichen Fortschritt geleistet zu haben" (Schuler 1980, 60). Parallel dazu gibt es Nutzenaspekte, die für den Versuchsleiter mit dem Experiment verbunden sind (von Befriedigung wissenschaftlichen Interesses bis zu Karriereeffekten) wie auch Kostenelemente (Arbeitsinvestitionen usw.; vgl. l. c.). Daraus ergibt sich die Möglichkeit, das humanwissenschaftliche Experiment als sozialen Kontrakt zu betrachten, "innerhalb dessen Elemente von Nutzen und Kosten zwischen den Handlungspartnern ausgetauscht, d. h. 'investiert' und 'konsumiert' werden." (o.c., 60) Das Problem, das dabei auftritt, besteht vor allem darin, daß der Wissenschaftler nicht nur einen Kontrakt mit der Versuchsperson schließt, sondern noch einen anderen Kontrakt eingeht: nämlich den mit Forschungsinstitutionen (eventuell konkreten Geldgebern) bzw. der scientific community als Institution mit dem Interesse der Erreichung wissenschaftlichen Fortschritts, wissenschaftlicher Wahrheiten usw. (vgl. o.c., 68 ff.). Und hier stellt sich für den humanwissenschaftlichen Experimentator dann die Versuchung ein, die beiden Kontrakte sozusagen 'kurzzuschließen': d. h. die wissenschaftliche Bedeutsamkeit eines Experiments als Gegengewicht zu den potentiell hohen Kosten der konkreten Versuchsperson einzuführen. Schuler kritisiert explizit dieses Kurzzuschließen als

unzulässig (o.c., 69 ff.). Diese Anforderung der Trennung der Kontraktebenen mag moralisch kohärent sein, sie ist zugleich aber nicht realistisch, d. h. stellt keine Modellierung der realen Strukturen und *Möglichkeiten* des humanwissenschaftlichen Experimentierens dar. Daß die Vermischung der Kontraktebenen vielmehr das Normale beim humanwissenschaftlichen Experiment ist, stellt letztlich auch Schuler selbst fest: "Risikoentscheidungen beinhalten gewöhnlich, und werden unter diesen Umständen meist als unproblematisch empfunden, daß der Nutzen der gleichen Person oder Personengruppe zugute kommt, die auch die Kosten zu tragen hat . . . In vielen medizinischen und in den meisten psychologischen Experimenten ist das anders: Opfer Einzelner werden für andere erbracht . . ." (o.c., 134 ff.). Ich halte dies nicht für ein persönliches Unvermögen der einzelnen Versuchsleiter, sondern für ein strukturelles Problem humanwissenschaftlichen Experimentierens. Daraus aber folgt m. E. ganz eindeutig: das Problem der Moralität humanwissenschaftlichen Experimentierens ist nicht primär auf der Ebene des sozialen Kontrakts zwischen konkreter Versuchsperson und konkretem Versuchsleiter zu lösen. Vielmehr müssen auch die potentiellen Kosten für die Versuchsperson auf struktureller Ebene mit in die Analyse einbezogen werden, ja in deren Zentrum gestellt werden. D. h.: die Bilanzierung von Kosten und Nutzen hat primär auf der strukturellen Ebene von Subjektklassen anzusetzen, hier also der Subjektklasse Erkenntnis-Objekt (Versuchsperson) und Erkenntnis-Subjekt (Versuchsleiter). Meine These ist: erst wenn man auf der strukturellen Subjektklassen-Ebene die Moralität humanwissenschaftlichen Experimentierens diskutiert und approximativ gelöst hat, ergibt auf der konkreten Interaktionsebene zwischen Versuchsperson und Versuchsleiter der soziale Kontrakt zwischen diesen einen Sinn — und reicht dann auch aus.

2. Voraussetzung: Pervertierbarkeit von Theorien durch Elimination von Reflexivität beim Erkenntnis-Objekt

Die moralische Problematik von Humanexperimenten kommt vor allem dadurch zustande, daß — zumindest partiell — ein Konflikt zwischen moralischen und methodologischen Anforderungen besteht (bzw. bestehen kann). Eine paradigmatische Dimension für diese Problematik auf der Ebene der Subjektklasse Erkenntnis-Objekt ist mit der Reflexivität der Versuchsperson gegeben; das entsprechende methodologische Problem ist die Nichtinformation oder Täuschung (vgl. Schuler 1980, 83 ff.). Hinsichtlich dieses methodologischen Problems ist die Reflexivität der Versuchsperson hier als das Bewußtsein (in Form des Bemerkens — 'awareness' —) des Beobachtetwerdens thematisch. Das methodologische Problem besteht darin, daß das Bewußtsein vom Beobachtetwerden zu anderen Verhaltensweisen führt, als es für das 'natürliche' Verhalten in der Alltagsrealität zu erwarten ist (dieser Aspekt der Übertragbarkeit von experimentell-intern validen Daten auf die Alltagsrealität ist mit der 'externen Validität' von Ergebnissen gemeint; vgl. Campbell u. Stanley 1963).

Beispiel: Die klassische Beispielkategorie für eine solche verzerrende Wirkung des Bewußtseins vom Beobachtetwerden ist bei allen Verhaltensweisen gegeben, die mit sozialer Erwünschtheit zu tun haben; wenn ich z. B. jemandem vorher sage, daß ich Vorurteile gegen Türken erforschen will, und wenn eine soziale Norm besteht, daß man möglichst wenig Vorurteile haben sollte, so werde ich in der entsprechenden Untersuchung vermutlich vor allem vorurteilsfreie Versuchspersonen feststellen, die in ihrem Alltagsleben aber u. U. (ohne das Beobachtetwerden von Psychologen) ganz massive Vorurteile zeigen können. Die übliche methodologische Lösung für dieses Problem besteht darin, den Versuchspersonen falsche bzw. unvollständige Informationen hinsichtlich des Untersuchungsziels zu geben oder aber die Information über die Teilnahme an einer wissenschaftlichen Untersuchung gänzlich vorzuenthalten. Ob man diese Verfahrensweise Täuschung bzw. Mißinformation oder aber halbwissentliches bzw. unwissentliches Experiment nennt (ersteres geht auf den amerikanischen Terminus 'deception' zurück, letzteres ist die Formulierung der klassischen deutschen Experimentalmethodologie), bleibt für die Beschreibung auf der Ebene der Subjektklasse Erkenntnis-Objekt gleich: es handelt sich darum, daß die Reflexivität des Erkenntnisobjekts eliminiert oder zumindest eingeschränkt wird, um auf diese Art und Weise die externe Validität, d. h. den Schluß auf das natürliche Alltagsverhalten zu steigern bzw. zu rechtfertigen.

Diese methodologische Vorstellung, daß Reflexivität des Erkenntnisobjekts immer eine Beschränkung der externen Validität bedeutet, halte ich für eine zu einfache Unterstellung, die überdies inhaltlich-anthropologische Postulate des Behaviorismus tradiert und übergeneralisiert. Wenn man von einem anderen Menschenbild, z. B. dem des reflexiven Subjekts, ausgeht, wird sehr schnell deutlich, daß es auch eine Fülle von Möglichkeiten gibt, wo Reflexivität automatische Reaktionsweisen brechen, verändern oder überwinden kann.

Beispiel: Ein theoretisches, aber sehr anschauliches Beispiel gibt Essler (1980, 161 f.): Man kann davon ausgehen, daß Farben bei der Verpackung von Waren eine animierende Wirkung ausüben, so z. B. vor allem ein warmes und volles Rot. Diese allgemeinspsychologische Gesetzmäßigkeit kann dann natürlich von Verlegern z. B. auch bei der Einbandgestaltung von Büchern ausgenutzt werden. Die Wirksamkeit dieser Maßnahme ist jedoch durch eine bewußte Reflexion über die Gesetzmäßigkeit und eine darauf aufbauende Entscheidung, Bücher nur noch aufgrund ihres Inhalts zu kaufen, zu brechen bzw. zu überwinden.

In bezug auf solche Alltagsrealität wäre eine Steigerung der externen Validität von Untersuchungen natürlich nur durch die Zulassung bzw. explizite Hereinnahme von Reflexivität des Erkenntnis-Objekts zu erreichen. Es ist also nicht so, daß die Elimination oder Beschränkung von Reflexivität des Erkenntnis-Objekts im Experiment immer und durchwegs eine Steigerung der externen Validität bedeutet. Immer dann, wenn das natürliche Verhalten reflexives Verhalten ist, stellt die Beschränkung oder Elimination von Reflexivität des Erkenntnisobjekts sogar einen methodologischen Kunstfehler dar. In welchem Ausmaß man von solchem reflexiven Verhalten als natürlichem Verhalten ausgehen muß oder besser kann, ist allerdings derzeit noch überhaupt nicht abzuschätzen, da die letzten Jahrzehnte psychologischer Forschung weitgehend von dem Primat behavioristischer Modelle und damit auch der methodologischen

Maxime der möglichst weitgehenden Vermeidung von Reflexivität des Erkenntnis-Objekts im Experiment geprägt waren (vgl. Groeben u. Scheele 1977).

In bezug auf reflexives Alltagsverhalten ist die Vermeidung von Reflexivität im Experiment aber nicht nur ein methodologischer Fehler, sondern auch potentiell moralisch bedenklich. Denn die experimentelle Methodologie (gerade auch der Vermeidung von Reflexivität beim Erkenntnis-Objekt) impliziert, wie Feger sagt (1981, 111), eine 'Vorstrukturierung von Situationen'. Die Vorstrukturierung bezieht sich auf jeden Fall auf die unabhängigen Variablen, die im Experiment der Kontrolle des Versuchsleiters unterliegen: das bedeutet, daß die entsprechende Situationsstruktur in der Wenn-Komponente von Wenn-dann-Gesetzmäßigkeiten zumindest implizit mitgedacht ist, die sich auf solche experimentellen Ergebnisse stützen. Die darin liegende Gefahr wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß eine technologische Anwendung solcher Gesetzmäßigkeiten (unabhängig von der nicht-strikten Ableitbarkeit von Technologien; vgl. Westmeyer 1977; Scheele 1982) darin besteht, eben die Antezedensbedingungen zu realisieren, wenn die in der Dann-Komponente der Gesetzmäßigkeit explizierten Bedingungen als Ziele gegeben sind. Bei der Verwirklichung solcher Antezedensbedingungen besteht daher eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß die Vorstrukturierungen der (experimentellen) Situation in der technologischen Anwendung mitrealisiert werden. In den Worten von Feger (1981, 112 f.):

"Man kann die Verantwortung für die Anwendung dieser Modelle ... nicht einfach auf die Anwender abschieben, nicht nur nicht, weil es die gleichen Personen sind, die beide Tätigkeiten ausüben, sondern weil jeder, der Paradigmen entwickelt, weiß, daß er ein Stück neuer Wirklichkeit entwirft, und daß er ein Angebot macht, nicht nur wie Ereignisse zu deuten, sondern wie — eben auch für andere Menschen — Situationen zu gestalten sind."

In bezug auf die hier thematische Dimension der Einschränkung oder Vermeidung von Reflexivität im Experiment heißt das: durch diese Experimentalmethodik wird eine Realisierungsdynamik von A-Reflexivität bei der technologischen Anwendung entsprechender Gesetzmäßigkeiten ausgelöst. Auf dem Hintergrund eines nichtbehavioralen Menschenbilds impliziert solche A-Reflexivität aber die Gefahr von Pervertierbarkeit psychologischer Theorien in der praktischen Anwendung (man denke z. B. an Schock-Gegenkonditionierungen bei Homosexuellen usw.; vgl. ausführlicher Groeben 1982, 140 f.). Es ist mit Bedacht von der Gefahr einer Pervertierbarkeit die Rede, weil hier sicherlich keine deterministische oder auch nur psychologisch unvermeidliche Beziehung besteht. Das Problem aber muß m. E. gesehen und von einer moralisch bewußten Methodologie und Metatheorie der Psychologie ausgearbeitet werden — und sei es nur, um Überschätzungen dieser Gefahr in Zukunft begründet zurückweisen zu können. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt hat sich die psychologische Metareflexion dieses Problems nur in höchst unzureichender Weise angenommen; die einzigen Ansätze stammen aus der neomarxistischen Perspektive (vgl. Habermas 1968; Holzkamp 1972), für die

solche Pervertierbarkeit aus grundsätzlichen gesellschaftskritischen Gründen heraus zumeist ganz prinzipiell und damit auch umfassend gegeben ist. Auch wenn man diese Analysen für zu undifferenziert und kurzschlüssig hält, rechtfertigt das doch nicht, das Problem zu vernachlässigen. Es soll hier auch nicht einer komplementär-generellen Ablehnung von nichtwissentlichen oder unwissenschaftlichen Experimentierformen (Mißinformation oder Täuschung) das Wort geredet werden: in bezug auf nichtreflexives Alltagsverhalten stellt ein kognitiv-epistemologischer Theorietyp sicherlich eine Überschätzung des Anteils subjektiver Entscheidungen oder subjektiver Autonomie des Erkenntnisobjekts dar. Aber bei der Wahl zwischen den beiden Irrtumsmöglichkeiten Überschätzung versus Unterschätzung des Anteils subjektiver Autonomie halte ich die Überschätzung der Autonomie des Erkenntnisobjekts immer noch für das geringere Übel auch und gerade unter moralischen Gesichtspunkten.

3. Selbstanwendung bei der Theoriekonstruktion: ein "Moralprinzip" zur Generierung von Menschenbildannahmen

Auf dem Hintergrund dieser Pervertierbarkeits-Gefahr habe ich versucht, ein Moralprinzip zur Generierung von Menschenbildannahmen in der Psychologie (Groeben 1982) zu skizzieren und zu begründen. Die Argumentation geht dabei von der internen Widersprüchlichkeit des behavioristischen Menschenbilds und seiner Experimentiermethodik aus, die von einer starken Asymmetrie gekennzeichnet ist: auf der Seite des Erkenntnis-Subjekts eine hochgradig aktiv-kontrollierende Realitätskonstruktion, auf der Seite des Erkenntnis-Objekts dagegen die Konstituierung als hochgradig bis ausschließlich von der Umwelt abhängiges/konstruiertes Individuum. Diese interne Widersprüchlichkeit wird deutlich, wenn man die behavioristische Theorie im Sinne des tu-quoque Arguments auf den Forscher selbst anwendet: die behavioristischen Menschenbildannahmen können das Erkennen des behavioristischen Forschers selbst nicht erklären. Die zentralen Merkmale Reizkontrolliertheit und Reaktivität widersprechen sich bei der Anwendung auf den Erkennenden und seinen Erkenntnisprozeß selbst. Zwar kann man natürlich diese Schwierigkeit rein logisch auflösen, indem man aus dem postulierten Geltungsbereich des Modells den Modellkonstrukteur explizit ausschließt (vgl. Herrmann 1979), doch scheint mir das unter moralischen Gesichtspunkten problematisch. Das Selbstanwendungspostulat ist im Prinzip nur moralisch zu begründen: und zwar über das Grundprinzip der Verallgemeinerung (vgl. Singer 1975). Danach ist es unmoralisch, für sich selbst etwas als adäquat oder richtig zu behaupten, was man einem (gleichermaßen, nur ähnlich gearteten) anderen nicht zugesteht. Nun ist aber, wie von Habermas u. a. immer wieder herausgestellt, die Sozialwissenschaft und in ihr auch die Psychologie dadurch gekennzeichnet, daß nicht nur der Forscher (als Erkenntnis-Subjekt) sondern auch die Versuchsperson (als Erkenntnis-Objekt) grundsätzlich erkenntnisfähig sind; d. h. es gibt nicht eine von der Gegenstandsstruktur her fixe Subjekt-Objekt-Relation, sondern die Sub-

jekt-Objekt-Relation ist grundsätzlich flexibel (vgl. Knebel 1970): dieses Postulat der flexiblen Subjekt-Objekt-Relation gilt, wie oben expliziert, natürlich nicht für den konkreten Einzelfall des experimentellen Settings von Versuchsleiter und Versuchsperson, sondern für die strukturelle Ebene der Subjektklassen; d. h. sozialwissenschaftlich-psychologische Erkenntnis ist vom Grundsatz her immer (zumindest potentiell) Selbsterkenntnis. Die moralische Legitimierung über das Verallgemeinerungsprinzip ist praktisch die (wenigstens partielle) Präzisierung der goldenen Alltagsregel "Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu". Dabei ist vor allem hervorzuheben, daß diese Regel und damit auch das Prinzip der Verallgemeinerung sich auf den Ausschluß negativer (unerwünschter) Aspekte beziehen, nicht also auf die Auszeichnung oder Forderung positiver Merkmale. Diese Perspektive wird von Singer (1975, 88) durch das Prinzip der Folgen und das Prinzip des Leidens expliziert: das Prinzip der Folgen rechtfertigt das Verbot von nicht Wünschenswertem (in genereller Form); und das Prinzip des Leidens konkretisiert ansatzweise dasjenige, was unter nicht Wünschenswertem zu verstehen ist: "Es ist niemals richtig, unnötiges Leiden zu verursachen" (Singer 1975, 133). Wenn man nun die Beschränkung oder Ausschließung von Reflexivität als ein potentielles Leiden (im Sinne der Pervertierbarkeitsgefahr) ansieht, folgt daraus, daß die Forderung nach einer flexiblen Subjekt-Objekt-Relation und damit nach selbstanwendbaren Objektmodellen im Bereich der psychologischen Theoriekonstruktion mit Hilfe des Leidensprinzips unter das Prinzip der Folgen und der Verallgemeinerung zu subsumieren ist und damit zumindest ansatzweise als moralisch gerechtfertigt postuliert werden kann. Dabei wird nicht übersehen, daß eine rigide, quasi universelle Ausschließung von bestimmten Menschenbildannahmen oder methodologischen Implikationen solcher Annahmen als unmoralisch auch wieder zu argumentativen Inkohärenzen führen würde. Daher sind Ausnahmen durchaus denkbar, sie müssen lediglich gerechtfertigt werden. Die Richtung der Rechtfertigung wird durch das Merkmal der relevanten Ähnlichkeit der Individuen im Prinzip der Verallgemeinerung und das unnötige Leiden im Leidensprinzip angegeben (vgl. ausführlicher dazu Groeben 1982, 128 f.). Es läßt sich also auf diese Art und Weise für die Subjektklassenebene folgendes Moralprinzip zur Generierung psychologischer Menschenbildannahmen explizieren:

Der Psychologe als Erkenntnis-Subjekt generiere moralisch zulässige Menschenbildannahmen, indem er diese auf sich selbst anwendet und sie beim Auftreten von (pragmatischen) Widersprüchen eliminiert bzw. so verändert, daß keine Widersprüchlichkeit mehr auftritt, ohne damit jedoch gleichzeitig die Selbstanwendung aufzuheben; eine Suspendierung der so explizierten Selbstanwendbarkeit ist nur zeitweilig und mit dem Ziel zulässig, die Voraussetzungen einer flexiblen Subjekt-Objekt-Relation wieder herzustellen; die Suspendierung ist unter Bezug auf relevante Subjekt-Unterschiede und/oder die Unvermeidbarkeit von Leiden explizit zu rechtfertigen, d. h. in Form einer logischen und empirischen Analyse gemischter (prä- und deskriptiver) Satzsysteme. (Groeben 1982, 132)

4. Konsequenz: Zweifelnde Fragen an die psychologische Methodenlehre

Auf dem Hintergrund dieses Moralprinzips lassen sich nun einige kritische Fragen an die Methodologie der Psychologie stellen. Diese Fragen sollen zum einen darauf hinweisen, daß manche methodologische Positionen unbefragt implizite Behauptungen aufstellen, die möglicherweise nicht zureichend begründet sind und sich einer wirklich kreativen Lösung der vorhandenen moralischen Probleme entgegenstellen. Dies gilt m. E. zumindest zum Teil auch für die bisherige methodologische Diskussion von vorgeschlagenen Alternativmethoden, die das humanwissenschaftliche Experiment ablösen oder erweitern sollen. D. h.: ich bin der Meinung, daß ein gewisser Teil der moralischen Problematik humanwissenschaftlichen Experimentierens durch kreative Weiterentwicklungen der Methodologie gelöst werden könnte. Zumindest sollte man diese Möglichkeit ernsthaft und mit großem Bemühen prüfen und nicht zu schnell sich auf die Unersetzlichkeit des Experiments auch in den Humanwissenschaften zurückziehen.

Ein erster Punkt bezieht sich auf das Phänomen, daß das Bemerkten von Beobachtung das Verhalten oder Handeln des Erkenntnis-Objekts verändert. Die psychologische Methodenlehre zieht daraus die Konsequenz, daß man bei Beobachtung sensibler Gegenstandsbereiche dieses Bemerkten verhindern muß (s. oben die Konzepte von Täuschung oder unwissentlichem Experiment); denn sonst würde die Forschung nur eine 'heile Welt' (Krise in diesem Band) beschreiben und erklären, die mit der 'natürlichen Welt' der Realität nichts oder wenig zu tun hätte. Unter dem Aspekt der technologischen Mitrealisierung der Vorstrukturierung von Situationen bei der Anwendung von Theorien kann man m. E. allerdings auch fragen, ob nicht die umgekehrte Denkrichtung möglich und konstruktiv(er) ist. Ausgangspunkt für eine solche entgegengesetzte Frage- und Denkrichtung ist die funktionale Äquivalenz von Selbst- und Fremdbeobachtung, die z. B. Schuler (1980, 28) so formuliert:

"Daß nicht nur die Selbstbeobachtung das 'innere', sondern daß auch die Fremdbeobachtung das 'äußere' Verhalten beeinflussen kann (und wohl das 'innere' dazu), hat als parallele Einsicht vergleichsweise spät eine entsprechende Verbreitung gefunden. Dabei scheint es nicht fernliegend, ein gemeinsames Prinzip für beide Phänomene derart zu formulieren, daß sich menschliches Verhalten und Erleben durch bemerkte Beobachtung verändert . . ."

Unter dem Aspekt dieser funktionalen Äquivalenz ist z. B. zu fragen, ob es nicht möglich wäre, die (bemerkte) Fremdbeobachtung im Experiment durch Selbstbeobachtung im Experiment und Selbstbeobachtung im Alltagsleben zu ersetzen — um damit durch die Anwendung psychologischer Theorien in der Alltagsrealität mehr 'heile Welt' zu schaffen!

Ein zweiter paralleler Punkt, den ich thematisieren möchte, betrifft den Vergleich zwischen Experiment und der als Methodenalternative angesetzten Variante des Rollenspiels. Hier wird von methodologischer Seite aus gegen das Rollenspiel eingewandt, daß dies eben immer nur ein 'Als ob' sein kann, das überdies — wie bei vergleichenden Untersuchungen nachgewiesen — die experimentellen Ergebnisse nicht vollständig repro-

duzieren kann, vor allem nicht im Bereich der Wechselwirkungen (zwischen unabhängigen Variablen im varianzanalytischen Versuchsplan; vgl. Schuler 1980, 142 ff.). Auch hier kann man m. E. zumindest einige der implizierten Sicherheiten auf ihre Berechtigung hin befragen: zunächst einmal ist es so, daß ja auch das Experiment nur eine 'Simulation des Verhaltens in der außerexperimentellen Realität' darstellt (Schuler 1980, 147), die im übrigen durch einen erheblichen (z. T. sogar völligen) Autonomieverzicht auf seiten des Erkenntnis-Objekts gekennzeichnet ist (o. c., 56 f.). Damit aber ist die Übertragbarkeit der experimentellen Ergebnisse auf eine Alltagsrealität, die nicht durch Autonomieverzicht des Erkenntnis-Objekts gekennzeichnet ist, sehr fragwürdig. In der Nomenklatur der psychologischen Methodologie ausgedrückt: es gibt das Validitätsdilemma zwischen interner und externer Validität, d. h. daß die Steigerung der internen (experimentellen) Validität der Daten u. U. zu einer Verringerung der externen Validität (Übertragbarkeit auf nichtexperimentelle Realität) führt. Dieses Validitätsdilemma wird bei der Verteidigung der Täuschungsmethodologie implizit m. E. häufig vergessen, und statt dessen unterstellt, daß mit der Maximierung von interner Validität auch externe Validität erreicht wird. Demgegenüber kann man m. E. genauso, wenn nicht sogar besser begründbar vermuten, daß für Alltagsrealität ohne Autonomieverzicht des handelnden Subjekts Ergebnisse des Rollenspiels (extern) valider sind als solche des Experiments. Diese Überlegungen vorausgesetzt wird deutlich, daß beim Vergleich zwischen Ergebnissen von Experimenten und Rollenspiel-Untersuchungen u. U. ein grundlegender Denkfehler vorkommt: denn die Experimentalergebnisse werden fast durchwegs quasi als Außenkriterium für die Ergebnisse der Rollenspieluntersuchungen angesetzt. Aber mit welcher Begründung? Könnte man nicht mit vergleichbarem Recht behaupten, daß die Rollenspielergebnisse wegen der vorhandene Reflexivität und Autonomie des Erkenntnis-Objekts diejenigen sind, die für ein autonom handelndes menschliches Subjekt in der Alltagswelt die höhere externe Validität aufweisen und von daher gesehen als Außenkriterium für die Experimentalergebnisse anzusetzen sind? Oder formal argumentiert: wird von den Vertretern des experimentalpsychologischen Ansatzes durch die Einführung der Experimentalergebnisse als Außenkriterium für die Rollenspielergebnisse nicht dasjenige, was zu begründen ist, bereits als *petito principii* in den Vergleich hineingesteckt? Auch das Ergebnis, daß Rollenspiel-Untersuchungen z. B. Wechselwirkungseffekte nicht zu 'reproduzieren' gestatten, muß nicht unbedingt gegen die Rollenspieluntersuchung sprechen: zunächst einmal ist festzuhalten, daß Interaktionseffekte auch bei Experiment-Untersuchungen die am wenigsten reproduzierbaren Ergebnisse humanwissenschaftlicher Experimente darstellen, wie es zu ihrem Leidwesen die Aptitude-treatment-interaction-Forschung hat erfahren müssen (vgl. Treiber u. Petermann 1976). Außerdem ist unter dem Einfachheitskriterium von Theorien (vgl. Groeben u. Westmeyer 1980, 166 ff.) die Konzentration auf generelle Effekte kein Nachteil, sondern eher ein Vorteil: d. h. es könnte ja durchaus sein, daß Rollenspiel-Untersuchungen, weil sie eben nicht wie Laborexperimente alle potentiellen Störfaktoren

kontrollieren und damit fernhalten, diejenigen generellen Effekte festzustellen erlauben, die sich auch in dem komplexen 'Störfeld' der Alltagsrealität durchhalten — was wiederum für eine größere externe Validität der Rollenspiel-Untersuchungen sprechen würde. Ich will nun hier nicht so tun, als ob die Alternativmethodik des Rollenspiels unproblematisch sei. Aber ich möchte doch darauf hinweisen, daß es gute Gründe gibt, diese potentielle Alternativmethodik zunächst einmal stärker auszuarbeiten und eventuell konstruktiv weiterzuentwickeln, ehe man sie von vornherein und z. T. mit kurzschlüssigen Argumenten ablehnt.

Als dritten Punkt möchte ich kurz die Richtung skizzieren, in der ich mir eine solche konstruktive Weiterentwicklung der Rollenspielmethodik vorstelle. Das mögliche Verfehlen der Alltagsrealität durch Rollenspiel-Untersuchungen wird ja begründet durch eine psychologische Hypothese: nämlich daß die Versuchspersonen als Erkenntnis-Objekte im Rollenspiel entsprechend ihrem (vielleicht sogar idealen) Selbstkonzept handeln, dies aber in der Alltagswelt nicht tun. Als Konsequenz wird bisher immer vorgeschlagen, diesen Selbstkonzeptbezug im Experiment zu minimieren bzw. praktisch auszuschalten. Wieso kann man nicht eine entgegengesetzte, konstruktive Konsequenz ziehen, die auch der konkreten Versuchsperson innerhalb einer psychologischen Untersuchung nutzt?: nämlich die Versuchsperson in die Lage zu rationaler, d. h. realitätsadäquater Selbsterkenntnis zu versetzen! D. h.: es müßte erforscht werden, welche Merkmale, Dynamiken usw. von Selbstkonzepten zu Verzerrungen gegenüber der Realität im Alltagshandeln führen und welche nicht; eine darauf aufbauende Elimination der Verzerrungen würde nicht nur für die konkrete Versuchsperson in einer psychologischen Untersuchung eine rationale Selbsterkenntnis bedeuten, sondern auch für die psychologische Methodenlehre eine Möglichkeit, zu extern validen Gesetzmäßigkeiten zu kommen, ohne gegenüber bestimmten Merkmalen des Erkenntnisobjekts wie Reflexivität, Autonomie usw. reduktionistisch zu verfahren. Wenn die Diskussion der moralischen Problematik humanwissenschaftlicher Experimente einen solchen Druck auf die psychologische Methodenlehre ausüben würde, ihre Methodologie konstruktiv in Richtung auf rationale Selbsterkenntnis des Erkenntnis-Objekts (sowohl auf der Ebene der Subjektklasse wie der konkreten Versuchsperson) weiterzuentwickeln, hätte sie m. E. schon eine eminent positive Funktion erfüllt.

5. Fazit: Ein naives Moralmodell elaboriert

In Verbindung mit dem Problem der Kontrakt-Ebenen (vgl. 1.) implizieren die vorgebrachten Überlegungen ein generelles Modell zur Lösung der moralischen Problematik von Humanexperimenten, das sich als zumindest partielle Ausarbeitung und Präzisierung einer intuitiven Problemlöse-Strategie auffassen läßt; diese intuitive Problemlöse-Strategie wurde von Schuler (1980, 127) in einer Pilot-Studie festgestellt, in der 22 Psychologie-Studierende nach der moralischen Bewertung von 12 verschiedenen Experimenten befragt wurden:

"Das Entscheidungsprinzip, das ich bei den Studenten in der erwähnten kleinen Voruntersuchung andeutete, könnte ein zweckmäßiges wie übliches sein: utilitaristisches Abwägen bis zu einer bestimmten Risiko- und Belastungsgrenze, darüber die deontologische Maxime, auch dem höheren Nutzen keine weiteren Opfer zu bringen."

Von mir ist hier im Prinzip ein dreistufiges Entscheidungsverfahren unterstellt bzw. expliziert worden:

Für Extremfälle humanexperimenteller Untersuchungen ist m. E. eine eindeutige deontologische Entscheidung qua Ablehnung möglich: als solche Extremfälle würde ich z. B. Experimente ansehen, in denen Versuchspersonen (z. B. durch Simulation eines Flugzeugabsturzes, wobei die Versuchspersonen über das Faktum der Simulation getäuscht werden) in Lebensangst versetzt werden. Ein offenes Problem ist natürlich die Grenze zwischen Extremfällen und einem dann eher regelorientiert zu bewertenden Mittelbereich; doch könnte sich der Psychologe hier Hilfestellung von der philosophischen Ethik versprechen.

Für einen solchen Mittelbereich wäre dann zunächst eine Bewertungsanalyse bzw. Legitimation auf der Subjektklassen-Ebene z. B. mit Hilfe des Moralprinzips anzusetzen. Dieses Prinzip stellt ja vom Grundansatz her ein ganz einfaches komprimiertes Regelsystem dar — wenn auch kein (regel-)utilitaristisches, wie mit Singer zu betonen ist (1975, 216: "Aus der Annahme, daß es nicht richtig sei, das zu tun, was schlechte oder schlimme Folgen hätte, folgt ganz und gar nicht, daß es eine Pflicht sei, das zu tun, was gute oder allgemein nützliche Folgen hätte."). Damit ist impliziert, daß der experimentierende Wissenschaftler seine moralische Begründung nicht gegenüber der konkreten Versuchsperson abzugeben hat, sondern gegenüber der scientific community, d. h. der letztlich überpersonalen Institution der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Dies mag auf den ersten Blick wie ein Ausweichen erscheinen, aber m. E. erscheint es nur so: die Wissenschaftler müssen sich nach meiner Überzeugung auch und gerade hinsichtlich der Moralität von Humanexperimenten selbst kontrollieren, weil nur sie es auch wirklich können. Die moralische Kontrolle des psychologischen Experimentators in die Ebene der Interaktion mit der Versuchsperson zu verlegen, wäre m. E. eine ganz eindeutige Überforderung dieser Interaktionsebene.

Wenn auf diese Art und Weise die generelle moralische Legitimation des humanwissenschaftlichen Experiments im Hinblick auf die Subjektklasse 'Erkenntnis-Objekt' geleistet ist, kann man die Entscheidung für oder wider die Teilnahme an einem Experiment m. E. getrost dem persönlichen Kosten-Nutzen-Austausch zwischen konkretem Versuchsleiter und konkreter Versuchsperson überlassen; ob man dies dann mit dem relativ anspruchsvollen Terminus eines sozialen Kontrakts belegen will, ist Geschmackssache. In der Regel wird es sich auf seiten der Versuchsperson um Aspekte von Neugier bis hin zu Gefälligkeit für den Versuchsleiter handeln; und wenn das Moralitätsproblem eine Ebene höher (auf der Subjektklassen-Ebene) im Prinzip bereits gelöst ist, ist ein Hinausgehen über diese motivationalen Kräfte in der konkreten Situation auch überhaupt nicht nötig.

Literatur

- Campbell, D. — Stanley, J. C. 1963: Experimental and quasi-experimental design for research on teaching, in: N. L. Gage (ed.), Handbook of research on teaching. Chicago.
- Essler, W. K. 1980: Wissenschaftstheorie IV. Erklärung und Kausalität. Freiburg.
- Feger, H. 1981: Vorstrukturierung von Erleben und Verhalten: Ethische Probleme erfolgreicher Psychologie, in: L. Kruse — M. Kumpf (eds.), Psychologische Grundlagenforschung: Ethik und Recht. Bern, Stuttgart, Wien, 107 bis 116.
- Groeben, N. 1982: Entwurf eines Moralprinzips zur Generierung von Menschenbildannahmen in der Psychologie, in: F. Seeger — M. Stadler (eds.), Die gesellschaftliche Verantwortung des Psychologen II. Darmstadt, 122—142.
- Groeben, N. — Scheele, B. 1977: Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt.
- Groeben, N. — Westmeyer, H. 1980: Kriterien psychologischer Forschung. München.
- Habermas, J. 1968: Erkenntnis und Interesse. Frankfurt.
- Herrmann, T. 1979: Ist Reizkontrolliertheit des Menschen eine widersprüchliche Konzeption? Bemerkungen zu einem antibehavioristischen Argument, Zeitschrift f. Sozialpsychologie 10, 262—266.
- Holzkamp, K. 1972: Kritische Psychologie. Frankfurt.
- Knebel, H. J. 1970: Ansätze einer soziologischen Metatheorie subjektiver und sozialer Systeme. Stuttgart.
- Prim, R. — Tilmann, H. 1973: Grundlagen einer kritisch-rationalen Sozialwissenschaft. Heidelberg.
- Scheele, B. 1982: Psychotherapie und ihre allgemein-psychologische Grundlegung, in: R. Bastine et al. (Hrsg.), Grundbegriffe der Psychotherapie. Weinheim, 143—148.
- Schuler, H. 1980: Ethische Probleme psychologischer Forschung. Göttingen.
- Singer, M. G. 1975: Verallgemeinerung in der Ethik. Zur Logik moralischen Argumentierens. Frankfurt.
- Thibaut, J. W. & Kelley, H. H. 1959: The social psychology of groups. New York.
- Treiber, B. — Petermann, F. 1976: Zur Interaktion von Lernermerkmalen und Lehrmethoden: Rekonstruktion und Normierung des ATI-Forschungsprogramms. Ber. Psychol. Inst. Uni. Heidelberg Nr. 4.
- Westmeyer, H. 1977: Verhaltenstherapie: Anwendung von Verhaltenstheorien oder kontrollierte Praxis?, in: H. Westmeyer — N. Hoffmann (Hrsg.), Verhaltenstherapie. Grundlagentexte. Hamburg, 187—203.

Hans Werbik

Die Versuchspersonen werden vergebens getäuscht

Zur Überflüssigkeit experimenteller Methoden in der Sozialpsychologie

Angesichts der Fülle von ethisch in höchstem Maße problematischen Beispielen experimentalpsychologischer Versuchsanordnungen ist es verständlich, wenn die Forderung aufgestellt wird, die experimentelle Forschung in der Psychologie durch allgemeine Geltung beanspruchende sittliche Normen verbindlich zu regeln. Im folgenden möchte ich dafür argumentieren, daß es sich bei diesen Forderungen um eine unangemessene "Überreaktion" handelt.

Zuvor soll jedoch in wenigen Worten die *Vorfrage* erörtert werden, ob im Bereich der wissenschaftlichen Psychologie die Anwendung der experimentellen Methode überhaupt notwendig ist und ob diese Notwendigkeit für alle Problembereiche der Psychologie *gleichermaßen* angenommen werden muß. Denn es fällt auf, daß der Großteil der sittlich bedenklichen Experimente aus den Problembereichen der *Motivationspsychologie* und vor allem der *Sozialpsychologie* entstammt. Es müßte daher auch der Gedanke erwogen werden, daß für diese Problemgebiete experimentelle Methoden nicht angemessen sein könnten.

Wenngleich zuzugestehen ist, daß im Bereich der wissenschaftlichen Psychologie kein allgemein verbindlicher Begriff des "Experiments" existiert, muß doch darauf hingewiesen werden, daß die experimentelle Methode dadurch begründet wird, daß in einem Problembereich die Absicht besteht, menschliches Verhalten durch *Gesetze* zu erklären und vorherzusagen. Die experimentelle Methode wird dazu verwendet, die gesetzmäßige Abhängigkeit gewisser Verhaltensweisen von gewissen wohl definierten Kausalfaktoren darzustellen und in reproduzierbarer Form nachzuweisen.

Während im Bereich der biologischen Grundlagen menschlichen Verhaltens die Annahme der Gesetzmäßigkeit unproblematisch und heuristisch fruchtbar ist, zeigt sich im Bereich der Motivationspsychologie, aber insbesondere im Bereich der Sozialpsychologie, daß diese Grundannahme der Gesetzmäßigkeit weder einwandfrei darstellbar noch heuristisch fruchtbar ist, wie die bisherige Wissenschaftsentwicklung im Bereich der experimentellen Sozialpsychologie zeigt.

Ohne auf schwierige philosophische Grundlagenprobleme der Psychologie (wie etwa Determinismus — Indeterminismus-Diskussion, Leib-Seele-Problem, Introspektions-Problem usw.) einzugehen, läßt sich doch sagen, daß derjenige Bereich menschlichen Verhaltens, welcher durch kulturelle Traditionen überformt und auch sowohl durch argumentierende Rede beeinflussbar als auch durch Prozesse der Selbstreflexion änderbar ist,